

Dominique Conte, Roman Pracht, Amelie Strasburger

TOUCH DICH SM@RT – ALLTAG IN DER DIGITALEN WELT: FAZIT EINES MASTERPROJEKTS

„Handykultur – zu den sozialen Gebrauchsweisen eines Alltagsgegenstandes“ lautete der Arbeitstitel des Masterprojekts, an dem unsere Studierendenkohorte während des Sommersemesters 2014 und des Wintersemesters 2014/15 arbeitete. Im Folgenden möchten wir von unseren vielfältigen Erfahrungen aus dieser Zeit berichten.

Angefangen hatte alles mit dem Wunsch der Studierenden, sich mit der Handykultur als alltäglicher Praxis auseinanderzusetzen. Dankenswerterweise ging Michael Simon, seines Zeichens Projektleiter, bereitwillig auf den Themenvorschlag ein. Er war es auch, der den Kontakt zum Museum für Kommunikation in Frankfurt am Main (MfK) herstellte. Nach beidseitiger Interessensbekundung an einer Zusammenarbeit wurde eine Kooperation zwischen Museum und Universität vereinbart. Ziel war es, im Februar 2015 das Thema „Handykultur“ in Gestalt einer sogenannten Intervention in die Dauerausstellung „Medien erzählen Geschichten“ zu integrieren. Im Bemühen um mehr Aktualität in der besagten Ausstellungseinheit wollten wir das Handy und seinen Einfluss auf den Alltag der Menschen darstellen und die bestehende Präsentation so thematisch ergänzen. Die Verantwortlichen des Museums äußerten zudem den Wunsch, mit der Aktualisierung der Dauerausstellung einen Anziehungspunkt für Besucher in der Altersgruppe von 25 bis 30 Jahren zu schaffen.

Empirische Herangehensweise

Der Umgang mit dem Mobilfunkgerät berührt zahlreiche unterschiedliche Aspekte und Lebensbereiche der meisten Menschen der Gegenwart. Die Motive für den Gebrauch eines Handys sind so unterschiedliche, wie es Menschen gibt, die Handys nutzen. Aufgrund der Weitläufigkeit des Themas Handykultur machten wir uns zunächst in unserer Umgebung auf die Suche nach Alltagssituationen und reflektierten dabei unsere eigene Nutzungspraxis. Bei der Material- und Themensuche achteten wir darauf, unterschiedliche Zugänge zu wählen, um zu einem möglichst großen Ideenspektrum zu gelangen. Zum einen führten wir Feldtagebücher, in denen wir Beobachtungen darüber festhielten, wie Menschen mit ihrem Handy in der Öffentlichkeit umgehen. Zum anderen sammelten wir einschlägige Bilder, Objekte und Medienberichte zum Thema Handynutzung, um so weitere Aspekte der mobilen Gebrauchsweisen herauszuarbeiten. Im Folgenden sollen einige Beobachtungen aus unseren

Feldtagebüchern die Arbeitsweise veranschaulichen. So lautet eine Notiz zur Nutzung des Handys im Straßenverkehr folgendermaßen:

„Gestern beobachtete ich einen Mopedfahrer – eher jung –, zunächst fuhr ich auf der Nebenspur hinter ihm. Er fuhr Schlangenlinien; etwa betrunken? Nein, beim Überholen des Mopedfahrers stellte ich ein Smartphone in seiner linken Hand fest, auf welches der sichtlich junge Fahrer starrte, ohne dabei den Verkehr wahrzunehmen.“ (Pracht 2014, 11.09.2014)

Eine andere Situation schildert das Verhalten von Handynutzern im öffentlichen Raum:

„Im Wartezimmer einer Arztpraxis beobachte ich Menschen, etwa zwischen 50 und 65 Jahre alt, die vollkommen fokussiert und geübt mit einem Smartphone umgehen. Bisweilen starren einige von ihnen auf ihre Geräte, ohne den daneben sitzenden Partner zu beachten. Bei einigen Paaren entstehen anregende Gespräche über die gesendeten Bilder oder Nachrichten.“ (Pracht 2014, 13.11.2014)

Bei unseren Recherchen wandten wir uns auch dem aktuellen Mediengeschehen zu. So kursierten in den Medien seinerzeit Fotos des Magazins „National Geographic“, die einen Affen in einem Tierpark beim konzentrierten Umgang mit einem Smartphone zeigen. Das Gerät war ins Gehege gefallen. Für den Betrachter des Bildes wirkte es offenbar wie ein Spiegel. Dieser zeigte ihm ein artverwandtes Säugetier in einer scheinbar absurden Haltung, allerdings nur, bis er reflektierte, dass er selbst häufig diese Haltung einnimmt. Ein anderes Fundstück stammte aus der Spielzeugindustrie und belegte den Karriereaufstieg von Barbie und Ken mithilfe des Smartphones. Hier wurde besonders deutlich, dass der technische Einfluss auch vor Kinderzimmern nicht haltmacht. Zeitschriftenanzeigen für sogenannte Offline-Camps, in denen mit internet- und handyfreier Entspannung geworben wird, zeigten uns, mit welcher Belastung die ständige Erreichbarkeit für Menschen im gegenwärtigen Alltag offensichtlich behaftet ist und dass ein Bedürfnis nach Ruhe und Abschirmung zu bestehen scheint. Auch die Sachkultur wurde in unser Forschungsdesign miteinbezogen: Beim Besuch kleiner Handyläden und der Zubehörabteilung einschlägiger Technikfachgeschäfte erhielten wir Eindrücke von der Vielfalt angebotener Handyschalen. Diese erfreuen sich gegenwärtig als Schmuckobjekte, Fanutensilien von Fußballvereinen oder Träger politischer Statements großer Beliebtheit.

Bei der Recherche kam so eine große Bandbreite an Materialien zusammen, die verschiedene Aspekte des Themas wie die Veränderung von Öffentlichkeit und Privatsphäre, die Selbstinszenierung durch das Handy oder

den Druck, immer erreichbar sein zu müssen, veranschaulichen. Aus diesem Themenpool wählten wir letztlich einzelne Punkte aus und fokussierten uns dabei darauf, die Wechselwirkungen zwischen den technischen Nutzungsmöglichkeiten und den tatsächlichen Gebrauchsweisen näher zu betrachten.

Inhaltliche Konzeption

Von dieser Erkenntnis ausgehend bildeten wir sechs Kategorien, die wir mit den Begriffen Kommunizieren, Konsumieren, Partizipieren, Informieren, Organisieren und Inszenieren überschrieben. Diesen Kategorien, die sich auf unterschiedliche Bedürfnisse der Nutzer im Umgang mit ihren Handys beziehen, ordneten wir verschiedene Themenfelder zu, die uns relevant erschienen, darunter beispielsweise Migration, Zeitempfinden, Informationsverhalten, Erreichbarkeit, Veränderung der Privatsphäre oder Gesundheitsrisiken durch Mobilfunkstrahlung.

Um eine rein theoretische Betrachtung zu vermeiden, wählten wir zusätzlich einen empirischen Zugang über qualitative Befragungen. Dabei entschieden wir uns für ein breit gefächertes Interviewpublikum, um möglichst viele soziale Gruppierungen zu berücksichtigen: Schüler, deren ganzer Lebensalltag oftmals von Smartphones geprägt ist; ältere Menschen, für die der mobile Internetzugang möglicherweise eine komplette Neuerung in ihrem Alltag darstellt; Berufstätige, die geschäftlich auf das Handy angewiesen sind, oder Migranten, die damit den Kontakt zu Angehörigen in der Heimat pflegen. Sie alle befragten wir mittels eines zuvor erarbeiteten Leitfadens zu ihren alltäglichen Verhaltensweisen im Umgang mit ihrem Mobilfunkgerät. Der Kontakt zu den Interviewpartnern entstand häufig durch persönliche Bekanntschaften, aber auch durch das Schalten einer Zeitungsannonce und vor allem durch die Suche in sozialen Netzwerken wie Twitter und Facebook. Die Fragen bezogen sich zum Beispiel auf das Verhältnis der Akteure zu ihrem Handy, ihre täglichen Handyroutinen oder Erinnerungen an „Handygeschichten“ in der eigenen Vergangenheit.

Vom Handy zum Smartphone

„Kommt der Krebstod drahtlos? Öko-Aktionisten wollen den Bau von Sendantennen für Funktelefone stoppen“ (Spiegel 1993). Der Hintergrund des Beitrags aus einer Spiegelausgabe des Jahres 1993 war folgender: Ein Witwer hatte damals in der amerikanischen Fernsehsendung „Larry King Live“ die Ursache der Krebserkrankung seiner Frau damit zu erklären versucht, dass diese des Öfteren ausgiebig mit einem mobilen Gerät telefoniert habe. Nach der Ausstrahlung eben dieser Sendung verzeichneten führende Mobiltelefon-

hersteller sinkende Verkaufszahlen und Aktien-Kursstürze an der US-amerikanischen Börse. In der Bundesrepublik Deutschland engagierten sich zur gleichen Zeit Bürgerinitiativen gegen die sich damals im Ausbau befindlichen D- und E-Mobilfunknetze.

Der Einbruch war von keiner großen Dauer. Das Handy ist zwar durch die zunehmend beschleunigte Entwicklung im Mobilfunksegment nicht vollständig vom Elektronikmarkt verschwunden, aber es ist inzwischen weitgehend durch eine neue Generation mobiler Endgeräte ersetzt worden, die multifunktional sind und Smartphones genannt werden. Sie bieten neben der Telefonie-Funktion und dem Verschicken von Kurzmitteilungen auch andere Nutzungs- und Einsatzmöglichkeiten, etwa als Navigationsgeräte, Terminplaner, Fotoalben oder als Nachschlagewerke für die Hosentasche. Trotz einer Vielzahl an technischen Neuerungen weisen die öffentlich geführten Diskussionen um Gefahren und Konflikte im Zusammenhang mit der Mobilfunknutzung eine auffällige Kontinuität auf. So war im Spiegel vom 4. Juni 2002 Folgendes zu lesen:

„Schädliche Strahlung: Handyverbot für Kinder. Ob die von Mobiltelefonen oder den für ihren Betrieb nötigen Sendemasten emittierten Strahlen nun schädlich sind oder nicht, ist nach wie vor heftig umstritten. Immer öfter jedoch entscheiden Behörden im Zweifel gegen den Angeklagten: Im fernen Bangladesch gibt es nun das erste gesetzliche Handyverbot für Minderjährige.“ (Spiegel Online 2002)

Zur Gegenwart hin sind die öffentlichen Debatten über die möglichen Auswirkungen von Handystrahlen auf die Fruchtbarkeit zunehmend in den Hintergrund gerückt. Jedoch gehört das Reflektieren von Vor- und Nachteilen mobiler Techniknutzung nach wie vor zu einem Aushandlungsprozess zwischen den Nutzern der Technologie einerseits und den Produzenten sowie Vertreibern mobiler Endgeräte auf der anderen Seite.

Auszüge aus dem Ergebnispool

Wurde das Sujet der mobilen Kommunikation zunächst – etwa durch den Kommunikationstheoretiker Joshua Meyrowitz – ziemlich eindimensional unter technologiezentrischen Aspekten betrachtet, ohne dabei die kommunikativen Eigenleistungen der Nutzer einzubeziehen, erweiterte sich diese Perspektive zur Gegenwart hin (vgl. Peil 2011, 91). Der Tübinger Volkskundler Hermann Bausinger verwies bereits zu Beginn der 1960er-Jahre in seiner Habilitationsschrift „Volkskultur in der technischen Welt“ auf die kommunikativen Interaktionsprozesse bei der Technologienutzung (vgl. Peil 2011, 95). Somit ist ein aus wissenschaftlicher Perspektive einseitig geführter Materiali-

täts- und Technikdiskurs zur Aufschlüsselung der konkreten Handlungspraxen im Alltag der Nutzer wenig ergiebig und zielführend (vgl. Weber 2008, 10f.). Zum einen sind die Aneignungsstrategien technologischer Innovationen nicht ausschließlich auf die Vorgaben von Ingenieuren und Designern zurückzuführen. Darüber hinaus sind die Mobilfunknutzer keineswegs als holzschnittartige Akteure zu betrachten, weshalb etwa gewinnorientierte Unternehmen bei der Entwicklung ihrer Produkte zur Gegenwart hin aufs Engste mit Marktforschungsinstituten kooperieren (vgl. Weber 2008, 46f.). Hinter jedem Wischen, Tippen und Liken, Schreiben oder Kommentieren, also hinter jeder scheinbar unbedeutenden und flüchtigen Handlung im Umgang mit einem Smartphone, verbergen sich zutiefst bedeutsame und emotional aufgeladene kulturelle Praktiken. Hier nun lag der Fokus unseres kulturanthropologischen, akteurszentrierten Erhebungsansatzes.

Der Besuch eines Schnellrestaurants, ein Coffee-to-go, während die letzten Mails noch im Gehen gelesen und beantwortet werden, oder Onlinesein, das bedeutet auch mit Highspeed mittendrin, mal zwischendurch und nebenbei Daten abrufen und binnen weniger Minuten zurücksenden. Langes und untätiges Verweilen an einem Ort wird dagegen als „Zeitverschwendung“ angesehen. Überdies können mithilfe von Messenger-Anwendungen Freunde, Kollegen oder Familienmitglieder von den entlegensten Orten aus kontaktiert werden. Diese und andere Funktionen gelten bei ihren Nutzern als durchaus willkommene Abwechslungen in sonst als langweilig empfundenen Alltagssituationen. Ein 26-jähriger Informatikstudent gab auf die Frage nach der Häufigkeit seiner Anwendungsnutzung folgende Antwort:

„Am meisten natürlich die Musik-App, weil mir unterwegs alleine langweilig ist und da ist Musik ein schöner Ausgleich dazu. Ansonsten die Mail-Funktion, dass ich meine Mails auch unterwegs abrufen kann, wenn etwas Wichtiges zum Beispiel ansteht. Ansonsten auch, von Apple eben, die Safari-App, das ist das Internet, wenn ich unterwegs etwas suchen will. Oder von mir aus auch, wenn ich in irgendeinem Geschäft bin und mir etwas angeguckt habe und dann wissen will, wie zum Beispiel die Nutzerbewertungen sind.“ (Marek, 26)

Der französische Ethnologe Marc Augé hat in seiner 1992 erstmals publizierte Abhandlung über „Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit“ das Konzept der sogenannten Nicht-Orte präsentiert, die ein Verweilen an solchen Orten oder gar den Gedanken daran verbieten würden. Bahnhöfe, Flughäfen oder Bushaltestellen würden demnach so schnell wie möglich durchquert, jedwede Berührung zwischen den Passagieren auf ein Minimum reduziert werden (vgl. Augé 1994, 44; Bauman 2007, 122). Im 21. Jahrhundert werden aber gerade diese von Augé beschriebenen

anonymen Transiträume von den Akteuren zunehmend zu Büros oder häuslichen Sphären umcodiert. Die Langeweile, ein Zustand, von dem die meisten Reisenden hoffen, er möge möglichst schnell vorübergehen (vgl. Bauman 2007, 149), wird von dem 26-jährigen Marek mit dem Hören von Musik auf seinem Smartphone überbrückt. Inmitten anonymer Menschenansammlungen können nunmehr mithilfe eines modernen Smartphones mediale Situationen konstruiert werden. Der britische Soziologe John Urry konstatiert diesbezüglich eine Wiederkehr gemeinschaftlicher Lebensformen; kommunikative Situationen wie etwa der Klatsch und Tratsch in den vorindustriellen Dorfgemeinschaften würden demnach in die digitale Welt des 21. Jahrhunderts wieder Einzug halten (vgl. Urry 2007). Auch wenn diese These einer weiteren Prüfung bedarf, hat sie doch einen gewissen heuristischen Wert. Denn bereits aus dem geschilderten Ausschnitt aus Mareks Alltagsleben kann eine deutliche Verbindung zwischen der faktischen und virtuellen Welt abgeleitet werden.

Das Abrufen von Datenpaketen an beliebigen Orten und zu beliebigen Zeiten bedeutet einerseits eine zunehmende Unabhängigkeit von stationären Technologien und Gegebenheiten wie etwa bestehenden Ladenschlusszeiten. Gelingt es uns aber tatsächlich, damit unser Leben flexibler zu gestalten, oder haben wir uns nur wieder anderen Zwängen unterworfen, die uns an neue Grenzen stoßen lassen? Als Frage wurde gerade dieser Sachverhalt von uns in der Begleitbroschüre zur Ausstellung bewusst offengelassen. Inwiefern lassen sich überhaupt Grenzen bei einer vermeintlich grenzenlosen Technologie wie der mobilen Kommunikation konstatieren?

Der polnische Soziologe Zygmunt Bauman definiert die Postmoderne heute als „grenzenlose Ansammlung von Möglichkeiten“ (Bauman 2007, 76). Das einzelne Individuum ist hierin zunehmend mit einer Vielzahl scheinbar unbegrenzter Wahlmöglichkeiten konfrontiert, zu denen es stets noch die verpassten, möglicherweise besseren, schnelleren oder teureren Alternativen gibt (vgl. Bauman 2007, 76). Jedoch berichteten unsere Gesprächspartner unabhängig von ihrem jeweiligen Endgerät oder der Vertragsart für ihr Handy vielfach von Situationen, die einer vermeintlichen Grenzenlosigkeit der Mobilfunktechnik im Alltag diametral gegenüberstehen. Als eine Befragte während einer Interviewsituation einem Projektteilnehmer einige Funktionen an ihrem hochwertigen Smartphone vorführen wollte, musste dieses Vorhaben aufgrund der erschöpften Akkukapazität noch während der Demonstration abgebrochen werden. In diesem Falle war eine klare technologische Grenze erreicht. Darüber hinaus ist es vor allem die zunehmende Sichtbarkeit von Smartphones im öffentlichen Raum, die zu Spannungen und Konflikten führen kann:

„Also ich habe es auch schon mitgekriegt, als ich in einem Bus saß, hinten und Musik gehört hab, weil ich allein unterwegs war. Und eine ältere Frau, [die] mit in dem Bereich saß, und ansonsten nur jüngere Generationen, auch unter meinem Alter vor allem, und sie war die einzige, also die ältere Frau, die kein Handy benutzt hat, sondern einfach im Bus saß und sich umgeschaut hat. Aber alle anderen drum rum haben auf ihre Handys gestarrt und mir persönlich war es sogar peinlich, sodass ich mein Handy aus der Hand gelegt habe, weil ich mir dachte, dass es eigentlich eine erschreckende Entwicklung [ist], wenn man die Leute nur noch mit ihren Handys sieht und sie ihre Umgebung auch irgendwie nicht wahrnehmen.“ (Marek, 26)

Bereits die mobilen Vorläufer moderner Smartphones, die Handys, wurden mit zunehmender Erschwinglichkeit und Beliebtheit auch als akustische Belästigung in der Öffentlichkeit empfunden. Innerhalb unserer Erhebung wurde hingegen weniger das laute Telefonieren etwa im Zugabteil als Störung benannt. Vielmehr war es das ununterbrochene Starren auf das Display, das als enervierend betrachtet wurde. Der Befragte Marek nimmt den Gebrauch von modernen Mobiltelefonen als Marker einer Entfremdung der jüngeren Generation von ihrer Umgebung wahr. Eben diese Argumentation erinnert an die Zuschreibungen einer sich vermeintlich abkapselnden „Cyber-Jugend“ im Zusammenhang mit der Nutzung von Walkmans spätestens seit den 1980er-Jahren. Mareks Ablegen des eigenen Telefons in der geschilderten Situation kann als Akt einer positiven Selbstvergewisserung und der gleichzeitigen generationalen Abgrenzung von „der Jugend“ dekodiert werden. Die Benutzung eines solchen Gerätes in einem öffentlichen Verkehrsmittel wird von dem 26-Jährigen somit als soziales Fehlverhalten gegenüber einer älteren Person interpretiert. Tatsächlich lässt sich aus Mareks Verhalten auch eine gewisse persönliche Verunsicherung im Umgang mit dem Smartphone im öffentlichen Raum ableiten.

Derartige Unsicherheiten und Konfliktfelder wurden im Rahmen unserer Erhebung auch von anderen befragten Akteuren in ähnlicher Weise benannt. So wird der Griff zum Mobiltelefon während einer Face-to-Face-Interaktion oder des gemeinsamen Essens innerhalb des familiären Umfeldes als störende und gegen soziale Normen verstoßende Handlung gewertet. In vielen Fällen bedarf es offenbar noch intensiver Verständigungsprozesse, die bisweilen mit Disharmonie einhergehen können. Zentrale Kategorien innerhalb unserer Gesellschaft müssen unter dem Eindruck der technischen Innovation neu verhandelt werden, etwa die zwischen öffentlich und privat. Dabei verlaufen die Grenzen keineswegs klar zwischen den verschiedenen Generationen, etwa den Digital Natives, also jenen Nutzern, die nach 1980 in die digitale

Welt hineingeboren wurden, und älteren Mobilfunknutzern. Ein zum Zeitpunkt der Erhebung 76-jähriger Rentner gab bei unserer Befragung zum Beispiel an, insbesondere in der Frankfurter Innenstadt auf die Nutzung seiner Navigations-App nicht verzichten zu wollen:

„Wenn ich jetzt in Frankfurt bin, in irgendeiner Straße, wo 100 Autos stehen, steht mei Auto und mir gehen a Stunde weg: Ach Gott, wo steht denn mei Auto? Dann klick ich des an, genau meinen Standpunkt, wo ich aussteig. Jetzt bin ich in Frankfurt irgendwo und sag: So, do bin ich jetzt und jetzt muss ich do hin.“ (Horst, 76)

Weshalb ist eigentlich der regelmäßige Blick auf das Display eines Smartphones für viele von derart großer Bedeutung? Ein wesentlicher Grund scheint das Gefühl zu sein, etwas verpassen zu können, wenn man nicht online ist. So lautete zumindest die Erklärung einer 26-jährigen Interviewpartnerin, die wir dazu befragten. Hinzu kommt offensichtlich auch der bedrückende Eindruck, schlicht nicht wahrgenommen zu werden oder im Zuge beschleunigter Prozesse in der Arbeitswelt oder dem Privatleben in Vergessenheit zu geraten, wenn man offline bleibt. Es gilt also in der postmodernen Welt, online möglichst präsent zu sein und die eigene Individualität hervorzuheben bzw. sich effektiv und schnell zu orientieren. Das Mobiltelefon ermöglicht es, sich selbst zu inszenieren, den eigenen Geschmack zu präsentieren, die neuesten Errungenschaften oder bestimmte Vorlieben anzuzeigen. Damit entfaltet das Gerät seine besondere Bedeutung für eine Gesellschaft, in der Individualisierung, Medialisierung und Beschleunigung eine zunehmende Rolle spielen. Den Vorzügen in der Anwendung stehen jedoch auch Grenzen und Zwänge gegenüber. Das Mobiltelefon steht somit sinnbildhaft für das Leben in der Postmoderne, es erweist sich als ein beredter Gegenstand, in dem sich die Widersprüche unserer Zeit verdichtet widerspiegeln.

Was wir gelernt haben

Mit den vorangehenden und zahlreichen weiteren Erkenntnissen beschlossen wir unser Masterprojekt zumindest in wissenschaftlicher Hinsicht. Praktisch beschäftigten uns aber über die gesamte Projektphase hinweg weitere Aufgaben: Zunächst einmal waren wir sehr direkt in die Gestaltung und Präsentation unserer Ergebnisse eingebunden und damit in die praktische Vermittlung von Wissenschaft. Jedes Projektmitglied entwickelte ein Gestaltungskonzept, welches ausführlich diskutiert wurde. Dann stellten wir die Ideen unseren Projektpartnern im Museum vor und diskutierten sie mit einem Gestalter, der vonseiten des Museums engagiert wurde. Nicht selten standen sich unsere Ideen dabei diametral gegenüber.

Nicht nur die Gestaltung, sondern auch die Objekte der Ausstellung wurden von uns definiert und zusammengetragen. Das war einfach, wenn es darum ging, schlicht ein altes Mobiltelefon zu präsentieren, von denen es in den Sammlungen des Museums zahllose gab, aber sehr viel schwieriger, wenn es bestimmte Objekte sein sollten, mit denen wir gewisse Aussagen verbinden wollten wie zum Beispiel ein Bündel alter Liebesbriefe oder ein politisches Protestschild, das wir extra suchen mussten. Hier mussten Leihgeber gefunden, überzeugt und zwecks Leihverträgen ans Museum vermittelt werden.

Zusätzlich entstand ein kleiner Katalog aus jenen Texten, die wir für die Ausstellung verfasst hatten. Auch Abbildungen waren gewünscht, sodass ein Teil der Gruppe, nicht zuletzt aus finanziellen Gründen, das Fotografieren zahlreicher Bilder selbst übernahm. Für weitere Illustrationen und Fotos mussten Abdruckgenehmigungen eingeholt und Honorarvereinbarungen getroffen werden. Die Gestaltung übernahmen wiederum externe Grafiker; Absprachen und Korrekturphasen bewältigte die Projektgruppe gemeinsam. Der Katalog wurde während der Ausstellungsdauer gegen eine kleine Spende abgegeben.



*Gruppenfoto der Projektteilnehmer im Stil des zeitgenössischen Selfies
(Fotomontage: Sandra Schmidt)*

Damit genügend Menschen von unserer Ausstellung erfuhren, bedurfte es einer planvollen Pressearbeit, die zahlreiche Medien zur Berichterstattung veranlasste. Um auf die anstehende Ausstellung aufmerksam zu machen und diese gebührend einzuführen, luden wir im Januar Heike Weber, Professorin für Technik und Umweltgeschichte (Wuppertal), für einen Abendvortrag ins Museum in Frankfurt ein. Sie sprach zum Thema „Social Media avant la lett-

re? CB-Funk in den 70er- und 80er-Jahren“ und zeigte damit alltagsnah und sehr anschaulich, wie die „Jedermannfunkanwendung“ bereits in früheren Jahrzehnten ein soziales, dem direkten persönlichen Kontakt enthobenes soziales Netzwerk geschaffen hatte. Anlässlich dieser Veranstaltung und schließlich der eigentlichen Ausstellungseröffnung im Februar 2015 verfassten wir jeweils eine Pressemitteilung, die wir über die Pressestelle der Johannes Gutenberg-Universität Mainz verbreiteten. Dazu stellten wir auch ein Pressefoto zur Verfügung, welches marketinggerecht mit Selfies der Projektteilnehmer gestaltet war.

Auch über Twitter und Facebook bewarben wir unser Projekt, wobei wir dabei dankenswerterweise tatkräftige Unterstützung der „Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz“ und vom Studiengang Kulturanthropologie/Volkskunde bekamen. Berichterstattungen, Besprechungen, Ankündigungen im Internet und Interviews mit zahlreichen Regionalzeitungen folgten, ebenso wie ein achtminütiges Radiointerview im SWR. Schließlich fanden wir mit unserem Vorhaben sogar in der „Frankfurter Sonntagszeitung“ (F.A.S.) Erwähnung. Diese Resonanz bestärkte uns letztlich noch einmal in der Wahl unseres Themas, dessen Musealisierung uns inhaltlich aufgrund der rasanten technischen Entwicklungen als große Herausforderung erschien. Zum Abschluss erstellten wir eine Pressemappe über die gesamte Laufzeit des Projekts. Besucherzahlen aus dem Museum liegen uns indes leider nicht vor.

Analog zum Katalog entstanden Flyer, die wir in Frankfurt, Mainz und Wiesbaden verteilten. Alle Interviewpartner und Leihgeber wurden mit einem persönlichen Anschreiben zu unserer Eröffnung eingeladen, sie erhielten außerdem ein Belegexemplar des Katalogs.

Die Organisation einer kleinen Feierlichkeit zur Ausstellungseröffnung erfolgte gemeinsam mit dem Museum. Kurze Redebeiträge samt Umtrunk waren geplant, allerdings teilten wir uns dabei die Aufmerksamkeit mit einer zweiten studentischen Gruppe aus Frankfurt, die über Frankfurter Wasserhäuschen gearbeitet hatte und ihre Ergebnisse zum selben Termin präsentierte. Letztlich trug diese Kooperation aber auch zu einer höheren Besucherzahl bei.

Der Tag der Eröffnung, der 13. Februar 2015 (für alle abergläubischen Kulturanthropologen sei angemerkt, es handelte sich um einen Freitag!), stand ganz im Zeichen des Aufbaus. Die gesamte Gruppe war bereits frühmorgens im Museum eingetroffen und es wurde geräumt, geschrubbt, gebohrt und gehämmert. Vom Freiräumen der Ausstellungsfläche bis hin zum Basteln der Objektschilder – die Gruppe übernahm für alles die Verantwortung.

Am Ende standen sieben Informationsstelen mit farbigen Texttafeln, denen jeweils ein oder mehrere Objekte zugeordnet waren. So ließen sich beim

Thema „Partizipieren“ eine Überwachungskamera samt Protestplakat bewundern oder ein freischwebender Handspiegel animierte die Besucher sich mittels lustiger Museums-Selfies selbst zu inszenieren. Rund fünf Wochen lang konnten die Museumsbesucher unsere Intervention im Umfeld der Dauerausstellung des Museums besichtigen.



*Ausstellungsaufbau im Museum für Kommunikation Frankfurt
(Foto: Marc Ulm)*

Auch Monate nach dem Projektende fällt allen Beteiligten immer wieder auf, wie stark das Phänomen Handy unseren Alltag bestimmt: Ob es nun Filmbeiträge des öffentlich-rechtlichen Fernsehens, Printmedien oder Werbekampagnen sind – sie alle widmen sich der Wechselwirkung zwischen Smartphone und Mensch. Dabei geht es beispielsweise um die Partnersuche per Handy und welche Auswirkungen diese auf unser analoges Flirten hat, um Generationenkonflikte zwischen Eltern und Kindern, um Gefahren der sozialen Vereinsamung (Stichwort „Generation Kopf unten“) oder ganz profane Fragen wie: Wohin mit meinem alten Handy? Besonders beliebt scheint nach wie vor die Beschäftigung mit konkreten Handyphänomenen wie Selfies, Vines oder Apps wie Tinder und Grindr zu sein.

Unser Fazit

Über zwei Semester, also rund ein Jahr, arbeiteten 13 Student_Innen und ein Professor mehr oder weniger intensiv an diesem Projekt. Dabei machten wir viele Erfahrungen im Bereich der Team- und Projektarbeit: Terminpläne erstellen und einhalten, Budgetplanungen verstehen und damit umgehen können oder wissenschaftliche Inhalte und vor allem deren Präsentation publikumswirksam erarbeiten. Bei letzterem ging es vor allem darum zu erkennen, wie stark man dabei auf vieles verzichten und vereinfachen muss, sei es wegen des Umfangs, der Form, des Geldes oder der Zeit – und das immer in Absprache mit einer nicht gerade kleinen Arbeitsgruppe. Vorausschauendes Planen war die wichtigste Komponente für das Gelingen des Projekts. Gerade anfangs hatten wir uns sehr viel Zeit für die Ausarbeitung eines anspruchsvollen Konzepts genommen. Diese fehlte am Ende zwar nicht direkt, wäre aber auch nützlich gewesen.

Wir erlebten die Zusammenarbeit mit einer öffentlichen Institution wie dem Museum für Kommunikation Frankfurt und konnten auch dort hinter die Kulissen blicken: Worauf legt man im Museum wert, was spielen dort für Faktoren eine Rolle, wenn es um die Konzeption einer neuen Ausstellung geht? Welche Möglichkeiten und Grenzen gibt es?

Die Zusammenarbeit und Kommunikation mit den nicht-universitären Institutionen beschrieb unsere Gruppe am Ende als eine der schwierigsten Aufgaben. Enttäuschungen blieben nicht aus, auch das soll an dieser Stelle nicht verschwiegen werden. Viele unserer Ideen konnten aus verschiedenen Gründen nicht umgesetzt werden und manches Mal fühlte sich die Gruppe vom jeweiligen Gegenüber nicht ernstgenommen, sodass wir mit einigen Entscheidungen am Ende nicht einverstanden waren. Nichtsdestotrotz fanden wir uns in den Ergebnissen wieder.

Letztlich lernt man in solchen Prozessen zurückzustecken und sich auf sein jeweiliges Arbeitsgebiet zu konzentrieren – eine gegenseitige Befruchtung wäre zwar wünschenswert gewesen, scheiterte aber manchmal an der Realität. Trotzdem mit Elan weiterzumachen, als Team zusammenzuhalten und das Projekt erfolgreich zu beenden, waren wichtige Erfahrungen, auf die wir auch nach unserem Berufseintritt zurückgreifen können. Deshalb ist das sogenannte „Große Projekt“ im Curriculum des Masterstudiengangs „Kultur-anthropologie/Volkskunde“ aus unserer Sicht äußerst sinnvoll. Diese Art der Projektarbeit sichert nachhaltig eine fundierte geisteswissenschaftliche Ausbildung der Studierenden, in der die Vernetzung von Theorie und Praxis vorbildlich erprobt werden kann.

Quellen

- Pracht, Roman (2014). Feldtagebuch zu dem Projekt „Handykultur – zu den sozialen Gebrauchsweisen eines Alltagsgegenstandes“. Privatbesitz des Verfassers.
- Projekt „Handykultur – zu den sozialen Gebrauchsweisen eines Alltagsgegenstandes“, Interview mit Marek Teichmann, geführt am 12.09.2014 von Roman Pracht in Mainz.
- Projekt „Handykultur – zu den sozialen Gebrauchsweisen eines Alltagsgegenstandes“, Interview mit Horst Klotz, geführt am 01.09.2014 von Sophie Wandjo in Lampertheim.
- Projekt „Handykultur – zu den sozialen Gebrauchsweisen eines Alltagsgegenstandes“, Interview mit Jana Müller, geführt am 14.10.2014 von Roman Pracht in Mainz.
- Spiegel (06/1993). „Qualvolle Welt. Kommt der Krebstod drahtlos? Öko-Aktionisten wollen den Bau von Sendeantennen für Funktelefone stoppen.“ In: *Der Spiegel*. URL: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13687653.html> [19.05.2014].
- Spiegel Online (2002). Schädliche Strahlung: Handyverbot für Kinder. In: *Spiegel Online*. URL: <http://www.spiegel.de/netzwelt/tech/schaedliche-strahlung-handyverbot-fuer-kinder-a-199163.html> [19.05.2014].
- Stöcker, Christian (2005). Mobiltelefone: Streit um verstrahlte Spermien. In: *Spiegel Online*. URL: <http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/mobiltelefone-streit-um-verstrahlte-spermien-a-351378.html> [19.05.2014].

Literatur

- Augé, Marc (1994). *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*. Frankfurt am Main.
- Bauman, Zygmunt (2007). *Leben in der Flüchtigen Moderne*. Frankfurt am Main.
- Bausinger, Hermann (1961). *Volkskultur in der technischen Welt*. Stuttgart.
- Burkart, Günter (2007): *Handymanía. Wie das Mobiltelefon unser Leben verändert hat*. Frankfurt am Main.
- Geertz, Clifford (1987): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt am Main.
- Maase, Kaspar (2006). Happy Endings? Massenkultur und Demokratie in Deutschland im 20. Jahrhundert. In: Linke, Angelika (Hg.). *Attraktion und Abwehr. Die Amerikanisierung der Alltagskultur in Europa* (137–160). Köln.

- Mayer, Gerhard (2008). UFOs in den Massenmedien – Anatomie einer Thematisierung. In: Schetsche, Michael & Engelbrecht, Martin (Hg.). *Von Menschen und Außerirdischen. Transterrestrische Begegnungen im Spiegel der Kulturwissenschaft* (105–132). Bielefeld.
- Palfrey, John & Gasser, Urs (2008). *Born Digital. Understanding the First Generation of Digital Natives*. New York.
- Peil, Corinna (2011). *Mobilkommunikation in Japan. Zur kulturellen Infrastruktur der Handy-Aneignung*. Bielefeld.
- Urry, John (2007). *Mobilities*. Cambridge.
- Weber, Heike (2008). *Das Versprechen mobiler Freiheit. Zur Kultur- und Technikgeschichte von Kofferradio, Walkman und Handy*. Bielefeld.